Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 16 (1912-1913)
Heft: 5

Artikel: Joseph Viktor Widmann
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663755

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

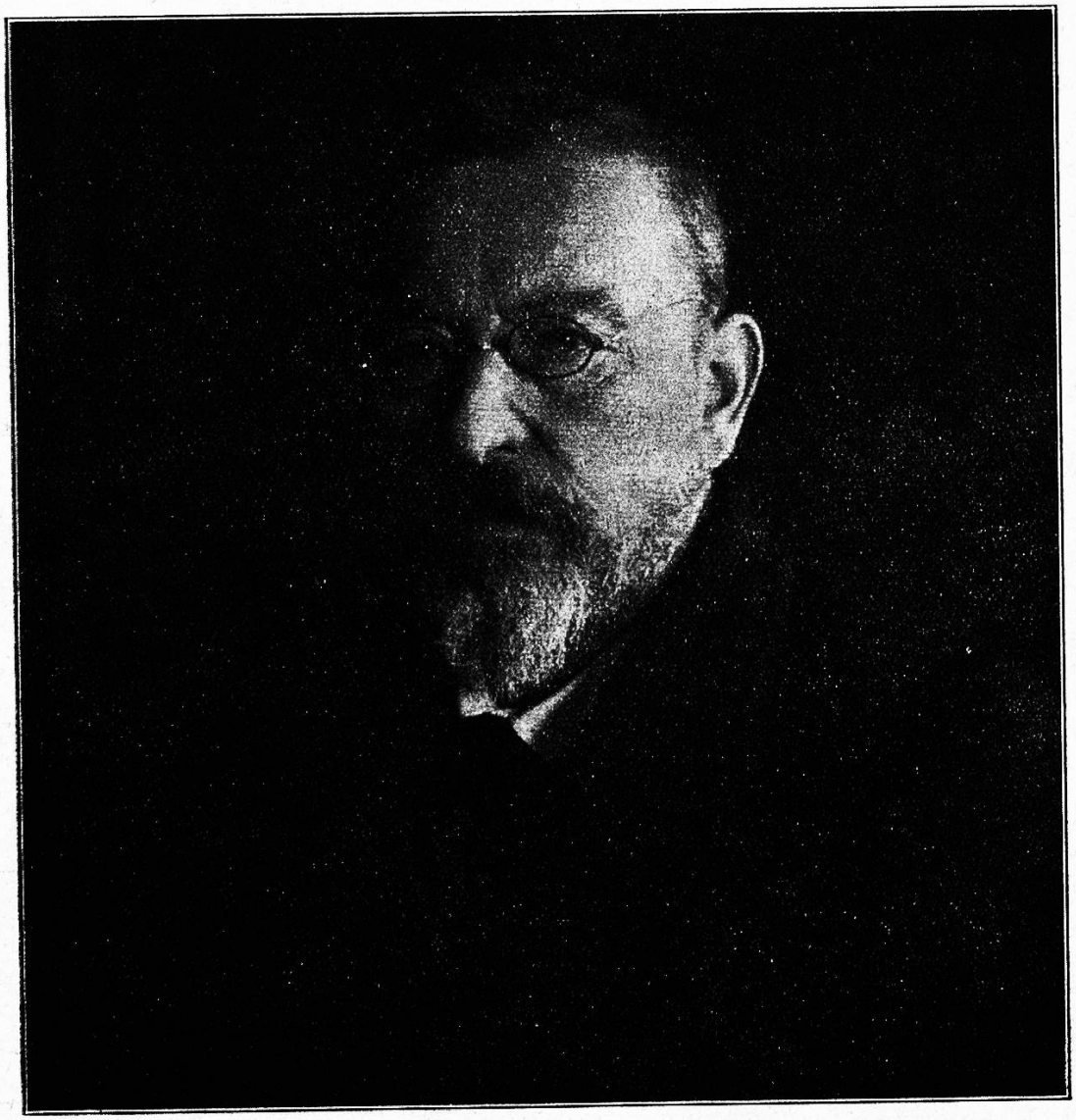
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Joseph Viktor Widmann.

20. Februar 1842 bis 6. November 1911.

Von Dr. Ernst Eschmann.

Joseph Viktor Widmann war zeitlebens ein freudiger Wanderer. Er wurde nie müde die schöne Welt talein und -aus, bergauf und -ab zu durchqueren und ihr Lob zu singen. Aber auch, wenn's sein mußte, ihr zu fluchen und sie anzuklagen. Sein ganzes Leben war eine reiche, lange Pilgerfahrt mit sonnigen Tagen, mit Regen und Sturm, mit Schnee und Ungewitter. Aber er schritt unverdrossen vorwärts. Er gehörte nicht zu den Langweiligen, die schon in jungen Jahren ihre Entwicklung abgeschlossen haben, zu den früh Fertigen. Mit jedem Erlebnis tritt er auf eine höhere Stufe, und er ringt danach, sie zu gewinnen. Widmann ist eine Kampfnatur. Sein Temperament reißt ihn empor. Sein Herz glüht und sprüht. Er hat Mut und Kraft, etwas Großes zu wagen. Sein Auge bleibt nicht am schönen Schein der Welt haften. Er bohrt tiefer und möchte alle Rätsel ergründen und alle Widersprüche durchdringen, die ihm auf Weg und Steg



Joseph Viktor Widmann.

viel, unendlich viel zu denken geben. Der kleinste Falter, der sich zum Lichte gezogen fühlt und seine Flügel verbrennt, ist ihm ein Problem. Widmann ist eine Natur von Problemen. Er läßt das Leben nicht abseits an sich vorbeirauschen. Er schwimmt und rudert mit kecken Armen im Strome mit. Er ist Helfer und Retter, Pfadweiser und Sonne. Er tröstet die Verzweifelnden. Er begreift sie und leidet mit ihnen. Wer hat ihnen die Sünde ins Herz gelegt? Tun sie nicht etwas, was sie aus dunklem Drange müssen? Stehn sie nicht unter einem Zwang, dem sie nicht entrinnen?

Ein tiefes Mitleiden mit aller Kreatur ist der goldene Kern in Widmanns Seele. Die Hülflosen sind ihm die liebsten. Sie bedürfen des größten Schutzes. Sie leiden und wissen nicht warum. Die Tiere sind der rohen Gewalt des Menschen ausgeliefert. Und wiederum die Menschen! Auch sie sind nicht ihre eigenen Herren. Wenn der Fels will, der sich zu ihren Füßen auftürmt, stürzt er auf sie nieder und zermalmt sie. Arme Menschlein! Sie glauben frei zu sein und zappeln im Netze des Todes. Keiner entrinnt ihm. Er mag sein Haupt so stolz erheben, wie er will, er mag als König Hunderttausenden befehlen, vor der einen, unerforschlichen Macht, die die Welt ins Dasein geschleudert hat, ist er ein Wurm, den der erste, beste Vogel wegpickt. Wer diese Welt begriffe! Wer dem großen Baumeister in die Karten guckte! Am Ende entdeckte er, daß auch dieser in sich uneinig ist und zuzeiten zaudert, welchen Trumpf er ausspielen soll. Und von ihm aus fliegt der Stachel des innern Kampfes und Widerspruches in die Herzen, in alles Weltgeschehen. Daher das furchtbare Doppelbild: Hier das wogende Kornfeld, die gelben, vollen Ähren, der blaue Himmel darüber und die stärkende und Wunder wirkende Sonne, und in der nächsten Viertelstunde dräuen die schwarzen Wetterwolken, Hagel prasselt hernieder, die Früchte und alle Hoffnungen liegen zerschmettert am Boden.

„Ich bitt' euch: steckt Vernunft in solchem Kreislauf?"

Das Problem des Übels in der Welt ist Widmanns Lebensfrage. Er rollt sie in packenden Bildern auf und sucht und findet immer neue Formen und Farben, sie plastisch vor uns hinzustellen. Wer mit solchem Ernst vor die Menge tritt, weiß wohl, daß ihm nur ein kleines Häuflein treu bleibt. Die Faulen, die Müden, die Oberflächlichen, die nur das Tam-tam der Cabaretmusik lieben und nur Unterhaltung wollen, drücken sich zur Seite. Für sie hat Widmann kein Wort.

Von Hause aus Theologe gibt er sich mit den Dogmen der Kirche nicht zufrieden. Schon früh reißt er die Fesseln traditioneller Meinungen entzwei, um selbst eine ganz eigene Stellung zur Welt einzunehmen. In seinen bedeutendsten Werken steuert er immer und immer wieder auf seine Weltanschauung los. Die Welt, wie er sie sieht und erlebt, ist sein poetischer Vorwurf. Schon mit 24 Jahren (1869) schreibt er das religiöse Epos Buddha und zieht mit seinem Glaubensstifter in die Wüste, um Gott zu suchen.

Und Gott kam nicht! Kam nicht im Abendglühen,
Das niederstrahlte von der Berge Kranz,
Kam mit den Blumen nicht, die nachts nur blühen,
Wenn auf den Gräsern zittert Mondesglanz.

Die fernen Sterne sah Siddharta sprühen,
Sah ihren vielverschlungnen lichten Tanz —
Doch nirgends konnt' er Gottes Antlitz finden,
Vor dem die Sterne müßten schnell erblinden.

Und noch in seinen letzten, reifsten Werken, in der „Maikäferkomödie" und im „Heiligen und die Tiere" wirft Widmann die alte Frage nach dem Übel wieder auf, wie Goethe sein ganzes Leben hindurch den „Faust" im Herzen trägt. Wenn auch die Zeit über seine Jugenddramen: Orgetorix, Der geraubte Schleier, Iphigenie in Delphi, ja über sein ganzes, erstaunlich reiches Lebenswerk hinwegschreiten sollte, die „Maikäferkomödie" und den „Heiligen" wird sie voll Pietät schonen. Diese beiden Werke sind mit ehernem Griffel geschrieben. Ihr Licht leuchtet in unsere Tage und noch heller in die Zukunft. Der Grundgedanke, die große Klageschrift an die Welt und ihren Baumeister, hat eine so originelle Formulierung gefunden, die Verse glänzen so blank und blitzen und zünden so tief, daß wir immer wieder zu ihnen zurückkehren, auch wenn sie uns niederdrücken und uns die Flügel der Lebensfreude beschneiden.

Die „Maikäferkomödie" ist ein Werk voll tragischen Galgenhumors. Eigentlich haben wir eine Tierdichtung vor uns. Aber die Maikäfer sind wir. Sie handeln und fühlen wie wir, und in ihrem Staate geht es zu wie bei uns. Sogar der rote Sepp fehlt nicht, der den sorglosen Optimisten ein eindrückliches Aber zu denken gibt. Wir finden den König, den Hofprediger, den Flügel-Adjutant von der Kron, das sich etwas ungelenk geberdende Dummerchen mit seinem charmanten Abenteuer, den alten Hubeland, der schon einmal auf der Welt gewesen ist und dabei das Gehör und ein Bein verloren hat, Sylvan, den überschwänglichen, lyrischen Dichter, die zynischen, lüsternen und blasierten Gigerln Reps und Kleps, den Medizinalrat von Zangen, die Maikäferfürstin Artemisia, die den König klug zu überreden versteht, seinem Junggesellengelübde untreu zu werden. Unsere ganze Welt spiegelt sich satirisch im Maikäferstaate. Aus der Erde, in der die Käfer ihren Winterschlaf tun, ziehen sie im Mai an die Oberwelt, ins Land der Verheißung, das ihnen in tausend Farben und mit hellen Trompeten als eine Welt ungetrübten Glückes angekündigt wird. Aber, was für ein trauriges Geschick harrt ihrer! Alle Hoffnungen schlagen ins Verhängnis um. Just, da sie sich in den grünen Matten und auf den fetten Zweigen zum Hochzeitsreigen rüsten, werden sie von den Vögeln grausam weggespießt. In allen Ecken lauert das Verderben, im „gelobten Land". Die symbolische Ironie, auf die es Widmann abgesehen hat, ist offenbar. Humor und Tragik, Scherz und Ernst sind eng verquickt. Szenen von verblüffender Lebendigkeit werden uns vorgeführt. Prächtige landschaftliche Bilder und entzückende epische Intermezzi verbinden sie.

Vorwiegend tragische Töne schlägt der „Heilige" an. Es ist das schönste und reifste Werk Widmanns, die Krone seines Schaffens. Noch einmal rafft er alle seine Kräfte und seine ganze Kunst zusammen, uns die Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten aufzuzeigen, die die schreiende Disharmonie dieser Welt ausmachen. Wer wird stärker von ihnen heimgesucht als die Tiere?

Sie sind die Heil'gen, sie, die kein Verschulden,
Auch wenn sie andern Wunden reißen, trifft,

Denn auch ihr zorn'ger Zahn ist ein Erdulden,
Und eingeimpfte Galle nur ihr Gift.
Hier gilt es drum, vom unverdienten Bösen,
Von eines grauenvollen Fluches Last
Die einzig wahrhaft Guten zu erlösen.

Widmann geht von den Worten des Markusevangeliums aus: „Und war allda in der Wüste vierzig Tage und ward versucht von dem Satan und war bei den Tieren." Das Wüstenbild, das uns der Dichter entwirft, leuchtet in einer bezaubernden Schönheit. Um so greller hebt sich der nimmer ruhende Mord davon ab, der sich mit seinen wilden Fängen und Zähnen bei Tag und Nacht seine Opfer aussucht. Jedes Tier ist des Kleineren Todfeind. Selbst der König der Wüste bleibt nicht Herr des Lebens. Auch ihn erreicht das Geschoß des Menschen, der nichts weiter ist als „bestenfalls das schlimmste Tier." Der Heilige soll an seiner Mission und an seinem Glauben irr gemacht werden. Der Ring, den ihm eine Taube bringt, hat die Wunderkraft, die Sprache, die die Tiere reden, dem Besitzer kund zu tun. Und was sie sagen, schnürt ihm das Herz zusammen. Jedes Wort ist eine Klage, jeder Ton ein Weheschrei, jede Schwingung der Seele ein Beben und Zucken in Angst, ein Zittern vor dem grausamen Tod. Auch die Schlange, deren Waffe, das Gift, sie nicht genügend schützt, speit in Verzweiflung:

Denn diese Welt, was auch der Spiegel lüge
Von ihrem goldnen Sonnenangesicht,
Erbleichen müßte sie, wenn jemand früge
Nach ihrer Güte; das erträgt sie nicht!

Der Heilige hat keinen Trost. Auch er durchdringt das Dunkel und die Rätsel dieses traurigen Daseins nicht.

Ich irre nur in einem Außenringe,
Der, voll Gestalten ohne Geist
Um ein verborgenes Geheimnis kreist.

Und seine letzte Erkenntnis bleibt: „Unheilbar ist der Tiere Wehgeschick."

Widmann ist der Apostel einer düstern Welt. Er könnte uns mit seiner traurigen Botschaft völlig niederdrücken und uns alle Lust zu leben rauben, wenn er uns doch zuletzt nicht eine Leuchte aufsteckte, die die Nacht aufhellt. Wie schön, wie schön ist doch diese grausame Welt! Wie reich sind wir trotz allen Elendes! Das bezaubernde, nimmer versprühte Feuerwerk der Sonne und der Sterne, die grünen, blumigen Matten, die blauen Wälder, die Gletscher und Meere und als größte Kraft unter ihnen, die Liebe, halten uns über alle Trübsal hinaus am Leben fest und versöhnen uns mit seiner Unerbittlichkeit. Jubelnd grüßen wir es tagtäglich aufs neue. Der Wirbeltanz, in den wir gerissen sind, raubt uns den Atem nicht ganz, und wenn die Musik verstummt und uns die Augen auf immer zufallen, stimmen wir doch alle in das prächtige Lied der Blaudrossel ein, der im Sterben noch sich alle Qual der vergangenen Tage übersonnt:

Ich weiß nicht, war mein Leben leicht?
Es war am Ende voll Beschwer?
Jetzt aber, da es mir entweicht,
Strömt aller Glanz aus ihm mir her.

O! große Welt! ich bin so klein
Und muß nun gehn, — mein Herz ist krank. —
Nun werd' ich nie und nimmer sein ...
Du schöne Welt ... hab' Dank ... hab' Dank ...

Widmann, der Dichter des Mitleidens, konnte es nicht dulden, daß „die sittliche Welt auf die Fundamente Stark und Schwach statt wie bisher auf Gut und Böse" gestellt wurde. Gegen Nietzsches Neuwertung der Moral schrieb er sein Renaissancedrama: „Jenseits von Gut und Böse". Er hält daran fest, „daß die Kronjuwelen des Menschengeschlechts nicht gleich irgend einer Landesmünze nur so ohne weiteres außer Kurs gesetzt" werden können. Wie traurig nimmt sich das „Idol der rücksichtslosen Kraft, der unbedenklichen Selbstsucht" aus neben dem einzigen wahren menschlichen Heldentum, das es gibt, neben dem Heldentum, „das im Grund eines guten Herzens wurzelt."

Dabei sind wir unvermerkt auf ein neues Kunstgebiet Widmanns geraten, auf's Drama. So ein Sucher, wie er ist, gibt sich nicht mit einer Form zufrieden. In alle Formen der Poesie gießt er seine Welt. Aus allen Formen spricht er zu uns, als Epiker, als Dramatiker, als Lyriker, als Sänger lieblicher Idyllen wie tragischer Geschicke. Ob ihm, dem vorzugsweise philosophisch orientierten Denker und Dichter alle Formen gleich wohl zu Willen waren? Dem Dramatiker sprach meistens der Epiker ein zu großes Wort in sein Werk. Vertreter als Verkörperer gewisser Ideen wirken auf der Bühne leicht schemenhaft, selbst wenn sie mit Feuer und Kraft drauf und dran gehen. Die Gestalt Pietro Aretinos, in der „Muse des Aretin", wie auch das ganze Milieu des Renaissancemenschen tritt uns zu wenig deutlich aus der Bücherluft des 16. Jahrhunderts heraus. Auch wenn Widmann viel von seinem eigenen Leben und Erleben hineingelegt hat. An seinem Aretino lernen wir die Gefahren kennen, die dem dreifachen Berufe: Tagesschriftsteller, Kritiker, Dichter drohen. Der Vielschreiberei, der Verflachung und dem fiebrigen Ehrgeiz ist Widmann in der Redaktionsstube des „Bund" nicht zum Opfer gefallen. Sonst hätte er uns den „Heiligen" nicht geschenkt. Aretin, dem jeder Tag null und nichtig war, an dem die Welt nicht von ihm sprach, war „für hohe Werke wie für hohe Liebe" verloren, und seine Muse starb. Widmanns Muse geleitete den Dichter bis zur letzten Stunde. Noch kurz vor seinem Tode schenkte er uns den allerdings zu bizarren und grotesken „Kopf des Crassus", das neueste Stück seiner „Modernen Antiken". Moderne Antiken! Ein Widmannscher Titel voll Geist. Altertum und Neuzeit umschlingen sich eng. Dem Altertum entstammen die Personen und ihre Konflikte, modern mutet die psychologische Ziselierung des Stoffes an. Was für ein entzückendes historisches Lustspiel ist „Lysanders Mädchen"! Es ist ein Kabinettstücklein dramatischer Kunst, so ganz aus der alten, prunklosen Spartanerzeit herausgeboren, so voller Humor, voll Leben, so frisch und echt, daß wir uns keineswegs wundern, warum das Wiener Burgtheater sich seiner angenommen hat. Wonach Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer ihr Leben lang gestrebt haben, nach der Bühne, sie hat Widmann ihr Rampenlicht nicht versagt und ihm Erfolge geschenkt, wie sie sonst nur noch unter den Schweizern dem unglücklichen Arnold Ott zuteil wurden. Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen hat auf seiner Musterbühne die drei

Dramen aus der Taufe gehoben: Jenseits von Gut und Böse, Die Muse des Aretin und Oenone.

Von der dunkelbeschatteten Welt und ihren Bitternissen ruhte Widmann in heiteren Idyllen voll jauchzenden Lebens, voll Humor, voll Freude und Sonne aus. Seine Jugendzeit, im ländlichen Städtchen Liestal verlebt, war selbst ein Idyll und brauchte nur zu einem lieblichen Bilde geformt zu werden. Goethe, der ihn in seinem Schaffen immer begleitete, schon in der Iphigenie in Delphi, spornte ihn mit „Hermann und Dorothea" zu seinem Pfarrhausidyll an: „An den Menschen ein Wohlgefallen." Was Goethe seinem Freunde Meyer im Dezember 1796 über sein unvergängliches Werk schrieb, paßt beinahe Wort für Wort auf Widmanns Idylle: Er habe „das rein Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet". Während jenseits des Rheins die Kanonen der Deutschen und Franzosen einander entgegendonnern, kämpfen Hoffnung und Zweifel im Theologiekandidaten Heinrich, und die Zuversicht der Liebe behält den Sieg. Denn, eh' er's geglaubt, gewinnt er am Weihnachtsabend die einfache, liebwerte Waise Leonore für sich und rettet sich aus den hohen Wogen seiner Kümmernisse auf das lachende Eiland des Glückes.

Von köstlicher Selbstironie, ein Juwel des Humors in glänzender Form, in funkelnden, geistsprühenden Versen ist 'Bin, der Schwärmer, Wie nennt es Widmann so schön:

„Aus eines Dichters Leben
Ein Nektarschälchen Jugendmorgenrot."

In einem Zuge trinken wir es aus und sind dabei selbst wieder so jung, so naiv, so sonnigen Gemütes wie das junge, eben flügge gewordene Studentlein.

Wer Widmann, den Menschen, schätzen und lieben lernen will, der greife zu seinen prächtigen Reisebüchern! Es ist eine wahr Wonne, an seiner Seite „Spaziergänge in den Alpen" zu machen. Was er nicht alles sieht! Was er nicht alles hört! Was er nicht alles zu erzählen weiß! Wer seine Augen hätte! Schnurren, Anekdoten, nachdenkliche Geschichten lassen uns die längste Talwanderung vergessen. Widmann wandert zu den Menschen. Um sie ist es ihm zu tun. Plastisch und echt wachsen sie ihm aus der Landschaft heraus. Ein kleines Genrebildchen charakterisiert sie deutlicher als die länglichste Beschreibung. Der Wanderer Widmann ist die Liebenswürdigkeit selbst. Durch die Wärme seines Plaudertones fühlen sich ihm die Leute nah und verraten ihm nicht selten ihre Herzensnöte. Reisenovellen entstehen. Am liebsten zieht er allein mit seinem Hündchen über Berg und Tal. Oder Johannes Brahms gesellt sich zu ihm, und zusammen durchstreifen sie „Sizilien und andere Gegenden Italiens". Er lebt überhaupt gerne „Jenseits des Gotthard". Bald rüstet er sich zu „Sommerwanderungen und Winterfahrten", bald ist sein Ziel: „Calabrien und Apulien". Wo er auch steht, unter nördlichem, unter südlichem Himmel, hier wie dort erschallt sein Jubelruf: „Du schöne Welt!"

So tiefe Wunden sie ihm in sein Herz gerissen hat, zuletzt hat sie ihn

doch mit ihrem Purpurschein versöhnt, und ohne Groll ist er von hinnen geschieden. Das Erbe aber, das er uns zurückgelassen hat, ist eine goldene Saat, die allerwärts und immerfort noch aufsprießt, dreißig, sechzig und hundertfältig.

So oder so, i bi halt froh.

Wenn d'Sunn am blaue Himmel staht
Und Gold uf d'Erde streut,
So dunkt mi d'Welt nomal so schön,
So bin-i volle Freud.

Wenn's rägnet, guslet, stürmt und schneit,
So bin-i wider rych,
Was chunnt der liebe G'müetlichkeit
Dänn i mym Stübli glych!

Und g'früürt vorusse Stei und Bei
Im Wind, daß Gott erbarm,
So juchzi i mym Stubeli:
Wie git doch d'Liebi warm!

Emilie Locher-Werling.

Der ungleiche Borkenkäfer.

Von Dr. Georg Stehli, Stuttgart.

Ein recht heimtückischer Geselle ist der kleine, pechschwarze und fein behaarte ungleiche Borkenkäfer (Bóstrychus dispar Fabr.), der sich durch seine Bohrgänge an Obstbäumen — und zwar besonders an jungen,[1]) gesunden Apfel-, Mirabellen- und Reineclaudenbäumen — unliebsam bemerkbar macht. Man traut es eigentlich diesem unscheinbaren, walzenförmigen und höchstens 3—3,5 Millimeter großen Käfer gar nicht zu, daß er durch das Anbohren die jungen Bäume zum „Verbluten" und Absterben bringen könnte. Erst wenn man die minierende Tätigkeit der immer in größeren Gesellschaften auftretenden und überaus behenden Holzbohrer näher verfolgt, lernt man die Größe des Schadens erfassen, den das Tier in Obstanlagen und Baumschulen anrichten kann. Aber nicht nur der Obstzüchter wird mit besorgter Miene die schwer zu erkennenden, dunkelgefärbten und kreisrunden Bohrlöcher von nur wenigen Millimetern Durchmesser an seinen Pfleglingen aufsuchen, auch der Förster weiß ein Liedchen von der großen Gefräßigkeit dieses lichtscheuen Gesindels zu singen, und mancher Schlag schönen, schattigen Laubwaldes ist durch den Borkenkäferfraß vernichtet worden.

[1]) Die Ansicht mancher Autoren, daß der ungleiche Borkenkäfer vorwiegend auf solchen Kern- und Steinobstbäumen auftrete, die aus irgendeinem Grunde kränkeln, oder kranke Äste und Zweige besitzen, scheint mir nach den neuesten Erfahrungen doch nicht ganz zutreffend zu sein. Mit besonderer Vorliebe wählt das Weibchen gerade solche Holzteile zu Brutplätzen, die jung und sehr saftreich sind und dadurch der Brut die denkbar beste Existenzbedingung bieten. Denn bekanntlich leben die Larven nicht von dem angenagten Holz, sondern einzig und allein von dem Saftausfluß bezw. den auf solchen „Schleimflüssen" sich ansiedelnden mikroskopisch kleinen Pilzen, die Prof. Ludwig-Greiz unter dem Namen Zänomyzeten (Jungpilze) zusammengefaßt und beschrieben hat (vergl. „Mikrokosmos" 2. Jahrg., S. 113 und „Neudruck" S. 192). Daher rührt auch der Ausdruck „Verbluten" hinsichtlich der befallenen Bäume. D. V.)